

LA  
2377  
S35  
S8

PAUL STEFAN  
FRAU DOKTOR

DREI MASKEN VERLAG MÜNCHEN





STEFAN / FRAU DOKTOR

PAUL STEFAN

# FRAU DOKTOR

EIN BILDNIS AUS DEM  
UNBEKANNTEN WIEN

MÜNCHEN 1922

---

DREI MASKEN VERLAG A.-G.

Alle Rechte vorbehalten  
\*  
Copyright 1922  
by Drei Masken Verlag A.-G.  
München

LA  
2377  
S35  
S8

**DAS ERTRÄGNIS DIESER SCHRIFT  
IST DEM WOHLFAHRTSWERK DER  
FRAU DR. EUGENIE SCHWARZWALD  
GEWIDMET.**

---

Vor manchen Jahren — man vergißt sie zu zählen und lernt sie wägen — sah ich bei alten, wunderlichen Bekannten, abgewandten Suchern, Deutern von allerhand Zeichen, Feinden aller betriebenen Wissenschaft, zwei ganz merkwürdige Menschen, Mann und Frau, beide jung (und bestimmt, nicht zu altern), lebhaft, immer bewegt, scharf an Witz und Geist, häufig verneinend, häufiger und nicht minder hemmungslos bejahend, jedes eine Wesenheit, beide doch von besonderer, irgendwie erlebter Harmonie. Wer war das nur? Ich erfuhr: er, Beamter einer wenig beachteten Regierungsstelle, die es offenkundig gab, um dort Talente unschädlich zu verstecken, sie eine Zürcher Studentin und jetzt Doktorin, Germanistin von Fach, von Beruf Leiterin einer privaten Schule für Mädchen: Hermann und Eugenie Schwarzwald. Diese Schule war zuerst auf dem altertümlich geschlossenen, ruhigen, stadtbildüberlieferten Franziskanerplatz eingemietet worden, als sie, mit nichts als Mut begonnen, auf einmal da war. Unterricht für Mädchen, richtiges, nicht Töchterwissen, war ja eigentlich schon nicht recht willkommen und die Behörden des alten Österreich,

immer auf unfroher Lauer, zart besorgt um die eigene und aller Mitbürger Ruhe, räusperten sich vernehmlich und erhoben jeden Augenblick ihre warnende Stimme. Mit dem Ergebnis, daß binnen aller kürzester Zeit die Schule den belebtesten Kohlmarkt erobern konnte, und dann, in der Wallnerstraße, ganze Stockwerke erfüllend, von Loos zweckmäßig eingerichtet, mit einem Dachgarten gekrönt, jährlich tausend Lernlustige anzog. Alle Arten des Unterrichts, von der Klasse der Jüngsten an bis zur Universitätsreife vereinigten sich, auf den untern Stufen wurden Knaben und Mädchen zugleich unterwiesen, was anfangs sehr kühn war, Hauswirtschaftslehre, Lyzeum, Gymnasium, Realgymnasium bauten sich auf, besondere Kurse für höhere Fortbildung wurden eingerichtet, ein eigener Lehrgang half Frauen, die sich erst spät dem Studium widmen wollten, die letzten Jahre der Mittelschule gesammelt nachzutragen, ja es gab sogar, als man gewahr wurde, daß gewisse chemische Kenntnisse jungen Mädchen, abgerundet, zu einem Beruf verhelfen könnten, eine eigene chemische Abteilung, deren Schülerinnen allerdings, nach einem der tragikomischen Windmühlkämpfe mit den österreichisch Konzessionierten, nicht etwa Chemikerinnen, sondern beileibe nur Chemikantinnen genannt werden durften. Man verzeihe es einem Betrachter, der freilich kein Patent eines Lehrers oder auch nur Lehranten aufweisen kann: aber

es sah völlig so aus, als ob die „Schwarzwaldischen Schulanstalten“ erst das begründet hätten, was man gern Lehre für Frauen nennen möchte. Und es sieht, von heute rückwärts gesehen, ganz und gar so aus, als ob allerhand Unterrichtsreform, wenn dieses böse Wort schon gebraucht werden soll, in eben diesen Schulanstalten schon längst vorhanden gewesen wäre.

Man vergebe mir: aber mit der Leidenschaft eines Zukunftstrunkenen folgte ich von fern und von immer näher diesen Bemühungen. Denn ich sah in dem, was Eugenie Schwarzwald wollte und auch hervorrief, nichts weniger als eine Erneuerung der Weiblichkeit, als eine Verbesserung unseres Lebens und nicht nur des heimischen, sondern des Lebens einer Zeit in ihrem vielleicht furchtbarsten Problem. Denn wenn Kinder anders: in freier, erlebter, selbst erworbener und durch die Einsicht der Kenntnisse begründeter Sittlichkeit aufwachsen; Mädchen in dem Geist ihrer Zeit Frauen und Menschen wurden statt Weibchen und (nicht immer höhere) Tiere, — so war ein weites Feld aufgeschlossen, ein Weg gebahnt, eine Gesellschaft als Gemeinschaft begründet. Hier ging es um das Schwerste: um gewollte, nicht gemußte Sittlichkeit, um Freiheit, um Erneuerung. Wir konnten nicht länger in Dumpfheit und Schwüle leben, alle Mühe war aber vergebens, wenn nur Männer sich mühten. Heiße man dies Neue wie immer: ein anderes,

höheres sollte es sein. Irgendwie lag es wie brandrote Dämmerung über diesen Jahren. Nur ein anderes Geschlecht würde sich behaupten können.

Darf ich sagen, was ich von der Schule aufnahm, was ich von ihr hörte, sah, las? Zunächst, daß Eugenie Schwarzwald, die „Frau Doktor,“ — nicht Direktorin, Professorin oder was es sonst für verliehene und beigelegte Titel gibt, — daß diese Frau Doktor die Freundin, die Vertraute, die Helferin, ja Mitschuldige ihrer Schülerinnen wurde. Wenn die Kinder oder die Größeren anderes für wichtiger als gerade die Lehrstunden hielten, Frau Doktor gab ihnen heimlich recht und versuchte, ihnen nach dem Schwänzen zu helfen. Ihre Geheimnisse wußte sie alle, dazu gehörte auch nur Herz, Persönlichkeit, Geist, Faszination, sonst nichts. Immer bereit und lebendig sein, das war ihr Geheimnis; Leben, nicht Lehrplan und Lehrbuch: dies ihr Erfolg. Die Schule gab die besten Fachkenntnisse und blieb, die Prüfungen bewiesen es, theoretisch und praktisch nichts schuldig. Aber das Neue war, daß alles aus dem Leben, aus der Anschauung kommen mußte. Schon bei den Jüngsten und Kleinsten wurde das Bewußtsein der Eindrücke geweckt, die Fähigkeit des Ausdrucks gebildet: Zeugnis die „Schulaufsätze der Achtjährigen,“ deren reizende, pädagogisch vielfach beachtete Gegenständlichkeit und Form allerhand Schriftsteller beschämte. Ähnlich blühten alsbald

zeichnerische Begabungen auf. Der sie weckte, hieß allerdings Oskar Kokoschka, Lehrer an der Schule, aber rasch von der Aufsichtsbehörde verjagt, weil er keine Lehrbefähigungsprüfung hatte — (man muß die tölpische Unbeholfenheit dieses Ausdrucks nur auf sich wirken lassen; sage mir, wie du sprichst und ich sage dir, wann dich der Teufel holt!). Ja, es waren wohl auch die begabtesten Kinder von Wien, einer recht sehr begabten Stadt, die der Schule zuströmten, aber es zeigte sich doch ganz allgemein, daß ein Kind genial ist, bevor es die Eltern, die Lehrer, die Umwelt, das Leben verbilden. Es versteht sich, daß die Schule nicht Genialität züchten, sondern nur vom Druck des Alltags befreien wollte. Darum liebten auch die Kinder ihre Schule, und darum machte die noch gut, was andere verdarben.

Oft und viel hatte ich Freund aller Jugend der Schule zu danken; aber selten mehr, als wenn ich erfuhr, wie schön Dichtung den Kindern aus dem Buch zum Erlebnis wurde. Während uns anderen trockene Schleicher fast alle Schätze den Schulen preisgebener Literatur verschüttet hätten, las Eugenie Schwarzwald in regelrechten Stunden oder auch wenn sie oder wenn die Kinder müde waren, dieser Jugend vor. Zwei Berichte trafen mich. Den einen gab Frau Doktor selbst über die Wirkungen ihres geliebten Gottfried Keller. Frau Doktor ist eine Schriftstellerin (auch Tagesschriftstellerin), die

man immer bewundern möchte. Aber sie bringt sich dabei manchmal um die Wirkung, weil man plötzlich nur noch den hinreißenden Menschen sieht, der eben schreibt oder nur noch auf die Sache achtet, um die es ihm gerade zu tun ist. Nun, ich werde mich hüten, ihren Aufsatz „Gottfried Keller in der Schule“ zu zitieren. Aber ich will verraten, daß sie darin erzählt, warum Kellers Frauen ihren Schulmädchen so gut gefallen: weil Keller von diesen seinen Frauen immer Gutes verlangt und weil sie dieses Gute, sofern sie nicht etwa mit alemannischer Grobheit zu prügelnde Unmenschen sind, denn auch geben, stark, tüchtig, naturgetreu, stattlich und trotzdem hold; wohl auch tugendreich, aber keineswegs so, daß sie die Tugend „als ein hausbackenes Handwerk betreiben“. Man achte auf diesen Fingerzeig: denn er deutet als gutes Beispiel nach aller jauchzenden Freiheit, zu der sich, meilenfern von den großen Worten, die Sittlichkeit dieses Unterrichts erhebt. Wenn aber durch solche Stunden der für Österreicher und gar für Wiener so bekömmlich härtere Gottfried Keller ein Lebensliebling der Mädchen wird, so ergreift Selma Lagerlöf in ihrer nordgermanischen Weibtumspoesie reife Frauenherzen fast noch stärker. Aufsätze der Schülerinnen sind darüber in einem der vergriffenen Jahresberichte veröffentlicht worden und ich habe schon damals, versteht sich im Ausland, darauf hinweisen dürfen. Nicht daß

diese Dichtung, so wenig wie die Kellers, je mit erzieherischer Hinterlist „moralisch“ hingebreitet worden wäre oder daß man gar den Schülerinnen bedeutet hätte, eine „Lehre“, einen „Nutzen“ aus dem Aufgenommenen zu destillieren. Nein, es ergab sich wie von selbst, daß sie alle, gleich den Frauen der Dichterin, mitschwärmen, mithelfen, mitdulden, mitretten wollten, erschüttert, gerührt, erhoben, begeistert.

Diese Schule sang ohne Künstelei, weil sie singen mußte und weil Frau Doktor immer glücklich war, wenn man mit ihr oder für sie singen wollte. Sie feierte Feste mit Spielen, deren Vollendung oft verblüffte, nie aber lernte sie etwas ein, sondern schon die Kinder erfanden sich Spiel und Fest und Theater mit all seinen Einzelheiten selbst, fanden und erfanden überhaupt, ungehindert, ungehemmt, was sonst „beigebracht“ werden muß, lebten in Glück und Schöpferträumen und beehrten ein Leben außerhalb der Schule, das ihrer Schule gleiche. Und sie wurden nicht völlig enttäuscht; denn sie hatten Unverlierbares mitgenommen: das erweckte Bewußtsein der Menschenwürde, der Berufenheit eines jeden Menschen zur Freiheit. Das Gefühl der Gemeinschaft war in ihnen lebendig geworden. Jeder war für sich und für jeden verantwortlich. Kam der Lehrer, so war er ihr Gast, so wie sich die Kinder selbst als Gäste der Schule zu betrachten hatten. Wenn erst in

unverdorbenen Menschen solcherart das Bewußtsein der Verantwortung und der Gemeinschaft errichtet ist, hält das Übrige nicht so schwer; nur das ist allerdings die Besonderheit, daß man um diese Dinge wisse und sie befolge.

Kein Wunder, daß die Schule dieser Jugend eine Insel der Seligen wurde, von der sie nicht gern scheiden wollten. Feiertage und Ferien ließen die schöne Gemeinschaft ja doch nur kurz entbehren. Aber es sollte eigentlich kein Ende, keinen Austritt geben dürfen. Und gab es denn das? Die Schülerinnen kamen wieder, höheren Studien zugewendet, verlobt, verheiratet; sie brauchten Rat, brauchten Unterstützung, um selbst weiterzukommen oder Freundinnen und Freunden zu helfen. Größer, immer größer wurde der Kreis und die Sprechstunde der Frau Doktor, das „Seelenambulatorium“ hatte schon damals einen nicht geringen Zulauf. Was sie heute ist, weiß halb Wien, wissen sogar noch Leute, die längst nicht mehr in das arme Deutschösterreich hineingehören. Aber ich werde es noch zu sagen haben. Hier nur so viel: Frau Doktor sah sich alsbald weitab von aller Schule, von aller Erziehung. Sie mußte, ihrer Zürcher Bildung, ihren westlich-europäischen Anschauungen getreu, nun Erwachsene zu bessern, eine Stadt zu belehren trachten. Das Glück ihrer Schulgemeinschaft sollte in eine Lebensgemeinschaft hinausgetragen werden. Bekam ihre

Jugend aus sich heraus den Trost, den sie brauchte, reiche Kinder Trost für die Wiederwärtigkeiten eines wienerisch-bourgeoisien Daseins, arme den Trost der Entbehrenden, so sollte gleicher Trost allen werden, die zu der Erkenntnis ihrer Unzulänglichkeit herabgedrückt oder vorgedrungen waren. Die ewig-gestrigen Menschen, ganz besonders natürlich die griesgrämigen Schulaufsichtsstellen wurden nun noch viel mehr böse, aber es half ihnen nichts, denn die Jugend hielt zu ihrer Freundin. Die Mädchen wollten nun einmal keine hohen Kragen, keine Mieder, keinen protzigen Schmuck, keine hochmütige Kleidung mehr tragen, und das auch im Geistig-Seelischen. Auch der Eifer gegen den zerstörenden Alkohol wurde immer reger (ich will nicht entscheiden, ob man nicht Wirkendes und Bewirktes verwechselte). War es denn nicht möglich, auch Erwachsene von dem Rauschbedürfnis, der Rauschgedankenlosigkeit oder gar dem Zwang zum Rausch wenigstens ferner zu halten, sie, um mit dem Anfang der Lebensführung zu beginnen, zu einer vernünftigen Nahrung hinzuleiten? Seit dem Jahre 1904 versuchte Eugenie Schwarzwald Speisehäuser ohne Trinkzwang zu begründen und der irrsinnigen Fleischesserei wienerischer Gastwirteweisheit durch Gerichte von Obst ihren Schaden zu nehmen. Sie hatte berechnet, wieviel Österreich gewinnen konnte, wenn man das heimische Obst, das oft auf den Bäumen

verfaulte, in Wien aber immer ein Leckerbissen war, nach Wirtschaft und Plan gezüchtet, verteilte und gemeinnützig verkaufte und dazu das nährende südliche Obst billig hereinbrächte. Alle hätten besser leben und der Staat seine großen Vorteile finden können. Aber die Rücksicht auf die konzessionierten Obsthändler war für die wählerfangende Demagogie wichtiger, so wie auch kein Mensch in diesem aus Demagogie und Servilismus zusammengesetzten alten Österreich daran denken mochte, mit der wichtigen Wählerschaft der Gastwirte anzubinden. Denn bei uns war immer der Gast der Wirte wegen da, der Bürger für die Behörden, die Völker für den sagenhaften Gesamtstaat oder das Militär oder die Dynastie, jeder für einen andern, nur eben für den Rechten nicht, nur nie für sich und nie für eine wahre, erlebte Gemeinschaft. Und darum war eine Katastrophe nahe, und die besten Köpfe, aber auch einfache und nur empfindsame Menschen fühlten sie kommen.

Heute wissen wir, daß diese Katastrophe der äußere und der innere Krieg war, in den wir seit Jahren und ohne Frieden und Erbarmen hineingeraten sind. Wenn die Menschen blieben, wie sie waren, so mußte Krieg kommen, Krieg und tödlicher Haß als der unerbittliche Sinn der Raffgier und des Alle-gegen-Alle. Unter dem immer stärkeren Druck der Zeit suchte Eugenie Schwarzwald Hilfe, suchte sie bei der Jugend aller Länder

und aller Stände, wollte eine neue Erziehung beginnen, fern von dem vergnügt abfaulenden Wien, auf dem Land, aber als Vorbereitung auf eine neue Stadt. Das war der Plan des Landerziehungsheimes, das auf dem Semmering begründet werden sollte. Seit 1909 arbeitete eine einzige Frau an dieser Aufgabe, die anderswo, wenn auch nicht mit der gleichen Bedeutung, gelöst und ziemlich leicht gelöst worden wäre, weil ja, wie ein witziger Autor einmal gesagt hat, mit der Energie, die bei uns an den Kauf eines Taschenmessers gewendet werden muß, draußen eine Fabrik betrieben werden könnte. Der Grund wurde also erworben, der Bau von Adolf Loos entworfen, Lehrer und Schüler waren, besonders vom Ausland her, zahlreich angemeldet, so auch von einer französischen Schulbehörde; nach endlosen Verhandlungen und immer schwereren Jahren bekam Frau Doktor am 14. Juli 1914 sogar den Baukredit. Am 1. August sollte gebaut werden. Aber da hatte man schon den Schießprügel statt des Spatens in der Hand, um „das übermütige Serbien zu züchtigen“.

Was vielleicht nicht ebenso Eugenie Schwarzwald, wohl aber ein teilnehmender Freund, was ich selbst vom Landerziehungsheim erträumte, schrieb ich ihr damals so: „Die von uns allen erhoffte und ersehnte Jugend muß in den Jahren der ersten, stärksten Bildsamkeit die Stadt meiden und mit der Natur und mit sich Zwiesprache pflegen

können. Sie wird in der reinsten Luft, wird ohne Dunst, Lärm und Geräusch heilige Kräfte sammeln und bewahren.\* Solche Abgeschlossenheit erzieht mehr als Menschen und Bücher; und der Atem der Wälder hat noch die Zaubermacht. Das ist nicht Abkehr vom Leben: wie denn gerade England sein Oxford und Cambridge hat. Wohl aber Abkehr von einer Wiener Umwelt, die eben die begabten Kinder Begabter in die besondere Gefahr des Intellektualismus bringt. Ja, wir brauchen das Landerziehungsheim und schon für jetzt ist der bloße Gedanke wundersam und es ist herrlich, daß wir jung genug sind, ihn zu denken, jung genug, uns dieser Aussaat, ja vielleicht noch der ersten Ernte zu freuen . . .“

---

---

Mit dem Ausbruch des Krieges mußte Frau Doktor alle Pläne, in die Zukunft hineinzubauen und zu gestalten, vertagen oder gar aufgeben. Nun war nicht mehr zu bessern, zu heilen, den Einzelnen seelisch zu helfen, es war nur der bittersten leiblichen Not vieler, bald aller zu steuern. Kurz war die Verzweiflung der Frau Doktor über die bloße Möglichkeit des Weltenunglücks, die uns andere niederwarf. Seine Größe viel eher als andere, sicherlich eher als die Berufenen erkennend, wollte sie, rasch gefaßt, retten, bewahren, dienen. Gegen den Krieg begeistert, suchte sie, weil das Unheil nun einmal da war, wenigstens ein Ende zu verhüten, ähnlich dem, das dann wirklich hereinbrach. Ich weiß noch, wie wir in den allerersten Tagen alle instinktiv in die Schule liefen, um nur ein wenig Trost in Gemeinschaftsarbeit zu finden, und wie wir ihn auch, blindhin helfend, gefunden haben. Es war die einzige Art, unter johlenden und sich meist gleichzeitig drückenden Menschen die ersten Tage zu ertragen.

Indes aber Frau Doktor überall dabei war, kriegsverlassene Kinder sammelte, ernährte, kleidete, über-

wachte, plante sie weit Größeres. Noch im August 1914 erklärte sie in einer öffentlichen Versammlung, der Krieg werde jahrelang dauern (Hohngelächter der unter andern Anwesenden) und unerhörte Not schaffen (in den Berichten weißer Fleck). Man möge endlich ein Opfer bringen, auf die Vorteile der Sondermahlzeit verzichten und sich, reich und arm, mit einem einzigen gleichen Essen in einer der vielen sogleich zu errichtenden Gemeinschaftsküchen begnügen. Ja freilich! Die Wiener, die doch auch im Rindfleischessen Individualitäten waren, würden sich mit einer Speisenfolge für alle abfinden; würden Gasthäuser ohne Alkohol aufsuchen. . . . Mochte das bei den korrupten Russen möglich sein: bei uns gab es ohne das Krügel Pils, ohne das Vierterl Gspritzt kein Heldenleben. Zwei Jahre später waren die Durchhälter schon wesentlich kleiner. Und da wurde denn der Verein zur Errichtung von Gemeinschaftsküchen begründet. Aber noch verging ein weiteres halbes Jahr, ehe es möglich war, in einer aufgelassenen, aber gutgelegenen Gastwirtschaft die erste Küche zu eröffnen. Die Räumlichkeiten waren von Loos licht und sauber eingerichtet worden; alle Tische waren mit Linnen gedeckt und mit Blumen geschmückt, und das ist in den Gemeinschaftsküchen auch so geblieben, durchaus zum Ärger etlicher näselnder Herrschaften, die sich gern als Protektoren notiger Hungerleider gefühlt und diese entsprechend proletarisiert

gesehen hätten. Ganz anders meinte es Genia Schwarzwald. In ihrem Akazienhof sollte jeder Wirt und Gast Mitglied einer Gemeinschaft und nicht bloß einer Küche und darum (eine Schule für Große) mitverantwortlich sein. Es war eine Gründung durch Mut, Gründung ohne Geld, ohne Personal, gegen Widerspruch und Zweifel gewesen. Der Erfolg war beispiellos. Die wahrhaft gute Gesellschaft aller Stände eilte herbei, die gewünschte Gemeinschaft entstand, Hunderten von Menschen, die damals schon zu hungern begonnen hatten, wurde das Leben gerettet. Und bald Tausenden; denn die Wirtshäuser wurden unerschwinglich teuer, und immer neue Küchen mußten gegründet werden. Heute gibt es ihrer viele in Wien. Der Preis der Mahlzeiten, anfangs mit zwei Kronen bemessen, was damals, 1917, schon billig war, ist freilich auf das Zehnfache und höher gestiegen, aber das kommt daher, daß die österreichische Krone noch viel böser gefallen ist, und nirgendwo in der Welt wird man heute so billig zu essen bekommen. Frau Doktor sagt jedem, der es hören will, daß diese verspätete Gründung längst nicht mehr das werden konnte, was sie hätte werden sollen. Aber — was würde, und gar heute, in dem Krieg nach dem Frieden, ohne die Küchen aus dem leidigen „Mittelstand“ geworden sein? Und dann: es war doch von jeher mehr als die bloße Mahlzeit, was man da bekam. Eine Form, ein Bewußtsein ist

bewahrt, oft erst begründet worden. „Wenn man nicht mit Butter kochen kann, so muß man mit Liebe kochen.“ Genia Schwarzwald hätte gar nichts anderes sagen müssen und man wüßte ihr ganzes Leben.

Das Bewußtsein einer andern Gemeinschaft war einem freilich kleineren Kreis schon eher geworden: der Sommergemeinschaft. Schon 1915 gab es für die meisten Menschen keinen Sommer mehr, die Stätten ländlicher Erholung waren verschlossen und als sie späterhin wieder geöffnet wurden, blieben sie jenen, die am Krieg nicht eben verdienten, erst recht gesperrt. Frau Doktor führte eine Anzahl von Erwachsenen und Kindern nach St. Wolfgang, mietete sie in verlassenen Sommerwillen ein, keiner durfte vor dem andern etwas voraus haben, jeder bekam, für drei bis sieben Kronen täglich, Verpflegung und Unterkunft, Dienerschaft gab es nicht, jeder Gast mußte die für ihn erforderlichen Arbeiten selber tun. Ein schönes Sommerleben begann, eine wunderbare Zusammengehörigkeit nahm ihren Anfang, und besonders selig waren die Reichen, denen bis dahin nichts genug fein und teuer gewesen war. Ich weiß nur, daß ich, — in den wenigen Stunden eines Besuches (unbeurlaubt aus meinem Soldatenspital her, das ich mir auch als eine Erlebengemeinschaft gedacht hatte), daß ich in St. Wolfgang die erste Botschaft eines Friedens erhielt. Wie lang war der

Weg! Frau Doktor hatte Zeit genug, die Segnungen der Sommergemeinschaft zu verbreiten . . . .

Im folgenden Jahr, 1916, klang, Ende Mai, ihr Ruf: „Wiener Kinder aufs Land!“ wie ein Befehl. Noch waren hier Kinder häufig genug aus dem Wiener Weichbild nicht hinausgelangt, auf keiner Eisenbahn gefahren, sie hatten keine Wiese betreten, keine weidende Kuh gesehn. Andern Ländern waren Kinderübersommerungen längst vertraut. Bei uns hat Frau Doktor unter dem Hohn und Spott aller Klugen die Kinder zuerst in das Inland geleitet, wo viele große Gehöfte, leere Schlösser und Gutsgebäude auf dem Land sie aufnehmen konnten und sogar wollten; dann ins Ausland senden geholfen, noch im Krieg, zu gutherzigen Neutralen, eine Kolonie selbst in die romanische Schweiz, was auch uns Enthusiasten anfangs nicht unbedenklich schien. Aber je ein Aufsatz der Frau Doktor in einer schweizer und in einer schwedischen Zeitung fanden gerade „draußen“ alle Herzen vorbereitet. Man schämte sich in den Friedensländern gar oft des eigenen Behagens inmitten einer Welt von Blut und Qual — der Schweizer Dichter Robert Faesi hatte es in menschlich-schönen Versen bekannt —, man wollte sein Teil am Opfer und war fast glücklich, die Schuld an einem Kind aus dem Kriegsland abtragen zu können. Auch hier hat Frau Doktor vielleicht nur das Wort ausgesprochen, das so vielen

„auf der Zunge lag“. Aber daß sie es tat und zur rechten Zeit tat, ist eben ihr Wesen und ihre Größe.

Die Kinderreisen sind heute etwas so Selbstverständliches geworden, daß es kaum noch ein Wiener Kind gibt, das nicht im Ausland gerettet oder doch erquickt worden wäre. Auch seelisch gerettet, indem man dem Wiener Kind zeigte, wie außerhalb dieser Mir-san-mir-Stadt die Welt aussah. Und das ergab wieder eine Rettung Wiens: den freundlichen Menschen da draußen wurde bewiesen, daß Wien viel besser ist als sein Ruf; sie sahen seine Jugend, seine Kinder.

Vereine, Gesellschaften, Einzelne sorgen jetzt für solche Fahrten. Der Name der Frau, die die ersten Jahre wirkte, wird kaum noch genannt. Aber sie freut sich nur. Mehr kann sie gar nicht wünschen, als daß allen nun Lebensgewohnheit scheint, was sie Einzelnen erst als nötig hinstellen mußte. Das Werk lebt. Ruhm ist unwichtig.

Als die Kinderreisen einmal im Gang waren, entsandte Eugenie Schwarzwald selbst nur noch persönlich Kolonien, wenn zugleich irgendein Versuch zu wagen war. So eine Koedukationskolonie von großen Knaben und Mädchen, eine, in der nur Kinder über Kinder Aufsicht führten, eine, deren Kinder aus allen Ständen durcheinandergewürfelt waren. Jedesmal gelang der Versuch.

Aber in St. Wolfgang waren nicht nur Kinder gewesen und die Erwachsenen brauchten Erholung

in diesen entsetzlichen Jahren um so dringender, je weniger sie Landluft und Nahrung bezahlen konnten. Da gründete Frau Doktor ihre Erholungsheime. Im Beginn war die Pachtung eines jetzt jugoslawischen (südsteirischen) Badeortes, Entsendung von 250 Erwachsenen und Kindern, die völlig einfach, meist in Lufthütten lebten und einen himmlischen, fast noch südlich-subtropischen Sommer hatten, in tiefstem Frieden mit der slowenischen Bevölkerung dieser Gegend. Es war der letzte Sommer des alten Österreich, die letzte Möglichkeit für einen österreichischen Süden, letzte auch für eine Harmonie in dem Kampf der Nationalitäten. Und mit dieser Harmonie schloß die altösterreichische Kolonisation der Frau Doktor ab. Ihre späteren Heime auf dem Semmering, in Reichenau und (nahe der Großstadt) in der Helmstreitmühle bei Mödling stifteten unsäglich viel Gutes, schon ungezählten Menschen, je nach Bedürfnis, Land und Stadtnähe bietend. 1920 kam Grundlsee hinzu, ein verfallenes, verlassenes Hotel (in einer der schönsten Alpenlandschaften) umgestaltend. Und schon wird der Ankauf eines schlesischen Kurortes für Heimzwecke erwogen, sind Heime in Meran, in Gastein, in Karlsbad geplant.

Das Leben in diesen Heimen hatte von jeher einen Reiz und es hat ihn bewahrt. Auch hier ist jeder Gast einer Gemeinschaft verantwortlich. Die Gemeinschaft verlangt, daß jeder genug, aber

keiner mehr habe als der andere. Kundige Leiterinnen entheben den Einzelnen aller Mühe, sorgen für alles, bieten Erstaunliches. Das Tagesentgelt betrug 1918 noch drei, später fünfzehn, dann achtzehn, zuletzt (1921) hundertsechzig Kronen, und es muß auch hier wiederholt sein: billiger und besser wird man es kaum irgendwo finden. Wie in den Gemeinschaftsküchen gibt es keine Trinkgelder. Die aufwartenden Mädchen, besonders tüchtige und freundliche Helferinnen, sind durch keinerlei Kluft von der „Herrschaft“ getrennt. Sie wissen, daß sie nicht Schlemmer und Müßiggänger zu „bedienen“, sondern ermüdeten Arbeitsmenschen zur nötigen Erholung zu verhelfen haben, und sie tun es willig. Regelmäßig werden von Fall zu Fall Gelehrte und Künstler um ihrer Bedeutung, nicht um bloßer Bedürftigkeit willen eingeladen. Aber auch sonst sind die Gäste, denen recht häufig eine ganz heimlich von Frau Doktor angeregte Valuta-Wohltätigkeit gütiger Ausländer einen Freiplatz sichert, mit besonderer Sorgfalt den einzelnen Heimen und ihrer Gemeinschaft angepaßt; reizende Jugend ist immer darunter, die oftmals dienend hilft, so daß eine Angestellte vierzehn Gästen genügen kann.

Wie anders lebt man in solchen Heimen als im Hotel! Da kennen viele Gäste einander oder man lernt sie kennen; aber keiner stört deine Stille, wenn du die brauchst. Niemand kann den andern durch Aufwand übertrumpfen, Schneiderreize und

Spiel werden nicht anerkannt, keine lärmende Bar, kein Geklimper, kein Dilettantismus quält endlich entspannte Nerven. Irgendwoher melden die Zeitungen die gewohnten bösen Dinge — aber wie schön! Erst in den Tagen und Wochen, die nach diesem Heim kommen, wird man ihnen überliefert sein . . . .

Der genialisch unerschöpften Phantasie einer wahren Künstlerin der Hilfe entquollen die Einfälle immer neuer Versuche, neuer Rettungen. Aus den ersten Kriegspflegetagen für verlassene Kinder ergab sich ein Lehrmädchenheim, von achtzig Kindern über vierzehn bis zu achtzehn Jahren besucht und in einem angeforderten Stundenhotel untergebracht. Kinder aller Stände, namentlich aber Arbeiterkinder, fanden Erholung in einem eigenen Heim in Küb am Semmering und auf dem Hart-hof bei Gloggnitz. Der Hort, Küb und Gloggnitz sind in der Hut eines von Frau Doktor begründeten Vereins „Das Haus in der Sonne“. Für alte Leute wird in besonderen Altersgemeinschaften gesorgt, von denen vorläufig eine in Reichenau eingerichtet ist. Hier hat die ausländische Hilfe, angeregt und gefördert durch Karin Michaelis und die deutsche Schriftstellerin Lydia Timper-Anderson, viel getan. Ältere Männer und Frauen, die nicht in Heimen wohnen, werden mit Straßenbahn-fahrscheinen bedacht, damit sie Besuche machen und empfangen können; sie erhalten Geldbeträge

für die Lesegebühren von Bibliotheken und Reisekostenersatz, wenn sie sich in der Provinz ansässig machen wollen. Für obdachlos heimgekehrte Reserveoffiziere, meist Studenten, wurde ein besonderes Heim begründet, das ihnen erstes Unterkommen bot. Eine eigene Jugendwerkstätte unterwies größere Kinder in einer — freigestellten — Handwerkslehre. Gebildete Mädchen wurden als Hausgehilfinnen nach reicheren Ländern, wie Holland und Dänemark, entsandt. Für die Daheimbleibenden half Frau Doktor die Rechtsakademie einrichten, die nun überflüssig geworden ist, seit auch das juristische Studium nicht mehr Männern vorbehalten blieb. Der Jugend in der Schule werden in Maiausflügen (Majalis) die Heime gezeigt, und sie wird dann regelmäßig in der Helmstreitmühle bewirtet. Auch sind Winterausflüge irgendwelcher auf der Straße aufgelesenen Jugend in die nächste wärmende Gemeinschaftsküche, von Frau Doktor eingeführt, gar nichts so Seltenes.

Ermüde ich den Leser mit dieser nicht einmal erschöpfenden Aufzählung? Nun, Frau Doktor ist nicht müde geworden, dies alles auszusinnen, oft gegen die schlimmsten Widerstände ins Leben zu rufen und aufrecht zu erhalten. Dabei ist alles im Fluß, alles Wohlbedachte wird Improvisation, nichts ist vollkommen genug, daß es nicht neuen Bedürfnissen des Tages weichen müßte und nur der kann von ungefähr erfassen, was Eugenie Schwarzwald

arbeitet und wie sie das tut, wer einmal dabei war, wenn irgendeine neue Hilfstat in einem zufälligen Gespräch als nötig erkannt und gleich eingerichtet wurde. Noch besser, wer das Wartezimmer einer Sprechstunde bei Frau Doktor sieht oder einige Fetzen solcher Sprechstundentätigkeit erhascht. Diese Sprechstunde wird mittags in der Schule abgehalten, aber es geht längst nicht mehr um Schule und Schülerinnen allein. Sie machen weniger Mühe. Vielmehr sind Kleider, Wäsche, Schuhe, Freiplätze für Gemeinschaftsküchen und Erholungsheime zu verteilen, Arbeiten nachzuweisen, Kinder an ausländische Pflegeeltern zu empfehlen, tausenderlei Ratschläge zu geben. Des Lernens und Staunens ist für den Zuschauer kein Ende. Alles wird rasch, unsentimental, sachlich, ohne die heimisch-endlose Rede rund um den Kern herum erledigt: abgetan — der Nächste! Manche sind gekränkt, weil man sie nicht genug individuell behandelt und bedauert hat: leider, leider ist ihnen schon geholfen. Und im Wirbel ist auch schon der Dritte dran.

Aber die Mittel, die zu alledem gefordert werden? Zuerst glaubt man ungefähr, daß Frau Doktor hexen kann. Wem aber diese Erklärung nicht genügt, dem sei wiedergegeben, was sie selber gesagt hat: daß zu den meisten neuen Dingen kein Geld gehöre, sondern nur Mut. Was nötig ist, erhält sich gleich selber. Eine neue Küche ist

sofort überbesucht, ein neues Erholungsheim wird gestürmt. Was man selbst nicht kann oder was die helfenden Leute nicht können, muß eben besser gelernt sein und es lernt sich bei der Leistung. Im Gebarungsaufbau aber wird streng unterschieden zwischen Selbsthilfe und Wohlfahrtspflege. Gemeinschaftsküchen und Erholungsheime müssen sich im Großen selbst erhalten; nur dem Einzelnen, der sie benutzt, gewähren (meist ausländische) Wohltäter eine Einladung, die Frau Doktor anregt, bekommt, verteilt. Dabei werden alle Wünsche berücksichtigt. Wenn Fritz Kreisler Geld für Musikerkinder sendet, die Frau des Burengenerals Steijn für Studierende, schwedische Odd-Fellow-Pflegeeltern für solche Kinder, die zu Besuch in Schweden waren, die Schülerinnen der Schwarzwaldschule für Arbeiter aus dem Volksheim (in dessen Kursen einst Frau Doktor ihre Tätigkeit begann): so werden alle diese Sonderwünsche erfüllt. Die Küchen und Heime als solche aber müssen sich selbst erhalten und sie tun es auch. Andere Unternehmungen, wie Lehmädchenheim, Kinder- und Altersheim, können das nicht und hier tritt, im Gegensatz zur Selbsthilfe, die Wohlfahrtspflege auf, begründet auf Spenden aus dem Freundeskreis, aus der ganzen Stadt, aus der fernsten Welt. Die vielen Freunde der Frau Doktor, die es überall gibt, üben, von ihr ausdrücklich darum angerufen, im reichsten Sinn Valuta-Menschlichkeit, als

Widerspiel unseres Valutaelends: wieviel läßt sich mit einigen Schweizer Franken oder Pfunden, holländischen Gulden oder Dollars schlichten! Oder es gibt eigene Versuchsunternehmungen der Frau Doktor, dazu bestimmt, für andere, notgedrungen passive, Geld zu erwerben. So wurde eine Gemüsefarm betrieben, die die Küchen versorgte, eine Autotaxigesellschaft gegründet, deren Ertrag allen Aktionen zugute kam. Jeder Versuch war recht, das Erforderliche zu schaffen, das Nötige vorwärts zu bringen. Und bisher wurde alles gefördert und vermehrt, nichts Entscheidendes verfehlt, nie versäumt, was, und sei es für den Augenblick, als notwendig erkannt worden war. Besseres läßt sich von keinem Hilfswerk berichten.

Das große Geheimnis aller dieser in ihrer glücklichen Vielheit schier unglaublichen Unternehmungen heißt aber Genia Schwarzwald. Glück ist nämlich ihre Eigenschaft. Einsicht, Raschheit, Herz, das erklärt nicht alles, es gehört noch ein ganzer Mensch dazu, der nie die Schwächen, nur die Vorzüge der Weiblichkeit verrät. Als Künstlerin wird Frau Doktor wohl am richtigsten bezeichnet. Ihr Helfen und Retten ist nicht minder Kunst, nicht minder Genietat als Dichtung, Musik, Bildnerei; nur wollen das Verschiedene nicht wahr haben, während es immerhin Menschen geben soll, die es sich nicht zutrauen würden, Hannele Matterns Himmelfahrt gestaltet zu haben. Die Intuition der

Frau Doktor waltet und entscheidet. Sie sieht den Eintretenden, erkennt was ihm fehlt, weiß was ihm fehlen könnte; und Wissen und Tun ist ihr eins. Ihre eigenen Helfer, ihr Stab, ihre Vereine in allen gebührenden Ehren. Aber jeder Angestellte wird doch von ihr selbst aufgenommen, jedem Gast der Küchen und der Heime, jedem Empfänger einer Spende hat sie selber ins Auge geblickt. Sie verteilt jeden ihr gewidmeten Heller, erneuert, ändert, bessert überall. Sie allein sieht das Werk nicht anders als der werkgestaltende Künstler. Gestern stand hier noch ein leeres Hotel, auf dem sechs Besitzer zugrunde gegangen sind. Heute ist ein Heim daraus geworden (das entscheidet sich oft binnen einer Viertelstunde), froh erholte Menschen von unserer (noch übrigen) besten Art erfüllen es. Leben hat sich erneut, Kraft bewahrt. Keine Ruinen, keine Museumsabsterberei sind in diesem Deutsch-Österreich nötig, so weit sind wir noch nicht, und wenn die Kaiservilla in Ischl leer verfällt, so belebten sie zweihundert arme Kinder einen Sommer lang auf das beste; und dem nicht für sie gebauten Gemäuer wird es auch nicht geschadet haben. Oder in dem als Gebäude so sehr anziehenden Ministerium auf dem Ballhausplatz war irgendwo ein geräumiger Saal, nur mit altem Archivzeug bis an die Decke verstellt. Das Archivzeug wurde richtiger aufbewahrt, in den Saal kam eine Gemeinschaftsküche für die

Angestellten des Hauses und wieder war einigen hundert Menschen gedient, war Moder atembare Luft geworden.

Solche Künstlertätigkeit, solches Bauen an Menschen ist in Wien leichter und schwerer als anderswo. Wir haben, auch bei den geringeren Mit Helfern, viele Vorzüge: Verständnis, Schmiegsamkeit, rasche Auffassung. Aber dann brennt das Strohfeuer, zerreibt sich die nicht geringe Anfangsgeschwindigkeit; und die österreichischen Fehler, zu einem guten Teil Erbübel, bleiben allein: Mangel an Ausdauer, Angst vor noch Neuerem, platonische Liebe zur Tat (wie Frau Doktor es nennt), Engherzigkeit, Mangel an Gastfreundschaft, überhaupt Kleinbürgerlichkeit, Bürokratismus, Herrschaftsucht. Aber an die richtigen Plätze sind bei Frau Doktor Männer und namentlich Frauen gestellt, die Herz und Humor genug haben, alle Regungen des sonst ordentlichen Staatsbürgers zu überwinden. Und dann wird alles möglich. Denn der Fleiß ist bei solchen Werken selbst beim Geringsten groß, die Ehrlichkeit im allgemeinen viel größer, als sonst der Zeit und der Übung entspräche. Der offenstehende Schrank (sagt abermals Frau Doktor) rächt sich wohl einmal, aber er belohnt sich hundertmal. Auch hier ist die Kunst, Menschenwürde im Bediensteten zu wecken, ihm zu zeigen, daß man ihm vertraut und sich nicht über ihn erhaben wähnt. Gesteht man ihm vielmehr die eigenen

Fehler, lobt und bewundert seine Leistung, so hat man ihn gewonnen. „Wenn ich“, sagt Frau Doktor, „an einem heißen Tag in eine Gemeinschaftsküche nachsehen komme und sage: ‚Kinder, ich weiß nicht, wie ihr es in dieser Glut aushalten könnt, ich wäre es nicht imstande‘ — so wirken meine Worte mehr als ein Ventilator. Nur muß ich freilich fühlen, was ich sage. Wenn ich unwahr bin, bin ich verloren und es ist alles vergebens. So aber habe ich von Altenberg beherzigt, daß ein zärtlicher Blick mehr Kraft erneuert als eine Reise ins Gebirge“.

Wie es der Künstler so manchem nicht recht machen kann und gar oft hören muß, daß er es ganz anders hätte anstellen sollen, so begegnete auch Frau Doktor von jeher (nennen wir's) Kritikern. Das sind aber nicht nur die Besserwisser, Neider und Feinde, die auch zu viel geringeren Persönlichkeiten gehören; sondern selbst nahe Freunde tadeln: die einen, daß eine solche Künstlerin der Lehre und der Erziehung soziale Arbeit tue, die andern, Dogmatiker einer radikalen Kirche, daß sie durch diese Arbeit eine todesreife Gesellschaft am Leben erhalte, die Dritten, daß sie dies nicht weiter verfolge, jenes aufgebe. Es sind eben allerhand Menschen um Frau Doktor versammelt, sie hat das merkwürdigste, ein ebenso vornehmes wie jedermann offenes Haus, jeder kommt zu ihr, aber nur Verstehende, wenigstens im Innern irgendwie

Gleichgesinnte bleiben. Was sie noch im engsten Kreis an Güte und Hilfe bietet, für diesen Kreis allein an Zeit verschenkt, das ist ein besonderes, wahrhaft rührendes Stück. Aber nur ein Vorwurf von allen diesen trifft Frau Doktor wirklich: sie schont sich nicht, weiß nicht, was sie ihrem Körper, ihren Nerven, ihrer Ruhe schuldig ist. Wie sollten es da andere wissen? Eine Stadt (und mehr) macht von diesem Nichtwissen reichsten Gebrauch. Und Frau Doktor mag noch so sehr „tot“ sein, die nächste Sekunde sieht sie hell-lebendig. Es muß nur jemand einen Wunsch ausgesprochen haben.

Einmal in all der Zeit sprach Frau Doktor rückblickend von all ihren Mühen und Werken. „Zwanzig Jahre Selbsthilfe“ nannte sie diese Bespiegelung und sie erzählte nicht minder reizvoll als sie sonst schrieb. Die vollendeten zwanzig Jahre sind auch der Anlaß, daß hier zusammengefaßt wird, was sonst mancher Dankende und Gedenkende im Einzelnen bewahrt; auf die Summe des Dankes kommt es ja nicht an, sondern auf die Fülle und Wärme. Aber es schien mir nicht recht, von dieser Größe zuguterletzt noch große Worte zu machen. Ich wollte nur dem Dank, den eine Stadt, ein Staat, mehr als das: ihre Gemeinschaft, der Frau Doktor schuldet (und leider ganz gehörig schuldig geblieben ist), meinen Ausdruck geben. Eugenie Schwarzwald schafft nicht um Dank. Sie tut es, weil sie muß, weil es kein anderer tut, weil kein

anderer auch nur weiß, was doch geschehen müßte. Sie selber wird, wenngleich von aller Freude des Künstlers erfüllt, dem einzigen Lohn, den sie anerkennt, dabei immer noch bescheidener. Immer wieder gesteht sie ihre Unzulänglichkeit, immer wieder will sie lernen, immer mehr der meist einfachen Menschen, die sich an sie wenden, würdig werden. Nie ist Frau Doktor liebenswürdiger, als wenn sie so spricht. Aber es ist nicht Liebenswürdigkeit allein. Sie hat eigentlich bitter recht, wenn sie sagt, ihre Arbeit sei eine solche, die es von rechtswegen nicht geben dürfte; und wenn sie manchen zu gering vorkomme, so hätten die ja auch recht, denn jeder Mensch könne das Nötige von der Gemeinschaft erwarten, in die er hineingeboren sei — aber nicht, daß er wie ein Bettler beschenkt und abgespeist werde. Darum müsse man auch nicht wohl tun, sondern recht tun: das Rechte tun, das Notwendige leisten.

Was ist aber recht, was notwendig? Dem nächsten Besten die Tagespflicht, die er gerade noch erfüllen kann. Aber dem Seherischen, der aus eigener Kraft seine Gegenwart umgestaltet, um endlich schönere Zukunft zu finden, ihm ist der Ungeist der Zeit, die Schranke von Volk zu Volk kein Hemmnis. Er wirkt, aus der Unendlichkeit eines Herzens, wirkt in Tiefen und Weiten. So dringt die Stimme einer Wiener Schulleiterin in ferne Länder und darum gehört die Gestalt der Frau Doktor

nicht einer Stadt allein. Hier erwuchs eine Weltbürgerin, hier erstand die Humanität eines verschollenen und fast verpönten Jahrhunderts — dennoch Lessings, Herders, Schillers Humanität. Glühend lebt ihr diese Frau. Jede Gemeinschaft gilt ihr zu klein, die kleiner wäre als die nun schmähsch zerrissene Menschheit, Friede, einzig Friede bringt das Heil, das sie ersehnt, aber sie erwartet es nicht von Politikern und Knechten der Macht, sondern von einer Verständigung zwischen Jugend und Jugend, Reinheit und neuer Reinheit. Ihr Glaube lebt. In ihm bildet sie Gegenwart, sieht und weckt Zukunft. Sie weiß und an ihr erfährt man's, daß der Mensch zu innerst doch gut ist.

---

## BÜCHER VON PAUL STEFAN

\*

Umbrien / Ein Wanderbuch / 1907

Gustav Mahlers Erbe / 1908

Gustav Mahler / 1910; 7. Auflage / 1920

Oskar Fried / 1912

Das Grab in Wien (Eine Chronik 1903—11) / 1913

Der ungehörte Ruf / 1914

Die Feindschaft gegen Wagner / 1918

Das neue Haus (Geschichte der Wiener Oper) / 1919

Übersetzungen der „Germania“ des Tacitus und  
des „Tartarin“ von Daudet (Inselbücherei)

Ausgaben der musikalischen Schriften E. T. A. Hoffmanns,  
von Richard Wagners kleineren Schriften (beide Inselbücherei),  
der „Dramen und Bilder“ von Oskar Kokoschka u. s. w.

\*

In Vorbereitung

ARNOLD SCHÖNBERG

in der Sammlung „Zeitgenössische Komponisten“

Drei Masken Verlag A.-G. München

**Universitäts-Buchdruckerei  
Dr. C. Wolf & Sohn, München**

89095735361



b89095735361a



89095735361



B89095735361A